

UnHeimat

Fröhliche Wissenschaft 171

Viktor Mazin

UnHeimat

Aus dem Russischen von *Maria Rajer*

Mit Illustrationen von *Tanya Akhmetgalieva*

Herausgegeben von *Wladimir Velminski*



Matthes & Seitz Berlin

*Dieses Buch ist meinen innig geliebten Eltern
und meinem Bruder gewidmet.*

Inhalt

I. UnHeimat — 7

1. *Am Abgrund* — 2. *Nabelschnurriss* — 3. *Inkorporierung des Verlustes* — 4. *Defragmentierung, Desorientierung und Zerfall der symbolischen Koordinaten* — 5. *Zwei Siebenundzwanzig im Äther* — 6. *Geburt in die grenzenlose Gedankennacht* — 7. *Eingerahmt im Fenster* — 8. *Erinnerungswürfel, Gedankenknäuel und Wunschwürfel* — 9. *Die Abtrennung des fünften Kopfes des Eigentums* — 10. *Der Äther des tanzenden Shiva* — 11. *Un-erreichbare Heimat an einem weiteren Geburtstag* — 12. *Ein unerwiderter Blick aus dem Äther* — 13. *Würfel werden zum Rechteck* — 14. *Der Rahmen im Himmel* — 15. *Innere Erektion* — 16. *Lingua-Linga* — 17. *Der Linga ist nicht dazu da, um vor Prakriti damit herumzuwedeln* — 18. *Der Linga hinter der Leinwand* — 19. *Die Opferung des eigenen Ich* — 20. *Spricht, ohne den Phallogos zu zeigen* — 21. *Der Bruder gibt mir den rettenden Code für Lacans Litoral* — 22. *Erwerb der symbolischen Identität »Whole Lotta Love«* — 23. *Da, da, da — ihr habt mich gehört* — 24. *Der Polylinga schließt die Augen des Linguafaschisten* — 25. *Lingua-Linga entgrenzt das Grenzenlose* — 26. *Yoni pas — pas tout* — 27. *Meine Heimat — die Psychoanalyse — Anmerkung des Autors — Literatur — Musik*

II. Melancholie der Moderne — 85

1. *Melancholie des Heimatmangels* — 2. *Hamlets Trauer und Melancholie* — 3. *Das Drama des Begehrens* — 4. *Das Begehren des Anderen* — 5. *Das Begehren erwacht im offenen Grab* — 6. *Ein durchstochenes Bild hinterm Spiegel* — 7. *Der Phallo-Geist aus Ophelias Grab* — 8. *Der Vater, der wusste, dass er tot ist* — 9. *Die Inkorporierung des Verlorenen im ungeöffneten Grab* — 10. *Das Loch im Realen des offenen Grabs* — 11. *Auf den Spuren des Nichts* — 12. *Weder eine Neurose noch eine Psychose, sondern eine »Tragödie der Unterwelt«* — 13. *Die Leber des Prometheus und das Feuer des Begehrens* — 14. *In Richtung Postmoderne* — 15. *Hyperindustrialisierung der Melancholie* — 16. *Der Verlust des Anderen als Verlust seiner selbst* — 17. *Lenk dich ab, hab Spaß und vergiss das Begehren* — 18. *Ein ganz anderer Shiva*

I. UnHeimat

1. Am Abgrund

Der erste Vorschlag, über Heimat nachzudenken, kam von meinem Freund Sergio Benvenuto, dem Chefredakteur des *Journal of European Psychoanalysis*. Daraufhin dachte ich: Diesmal werde ich gleich auf Englisch schreiben müssen, obwohl bei diesem Unterfangen wohl kaum etwas Vernünftiges herauskommen wird. Das Vorhaben erschien mir schon damals beinahe unmöglich.

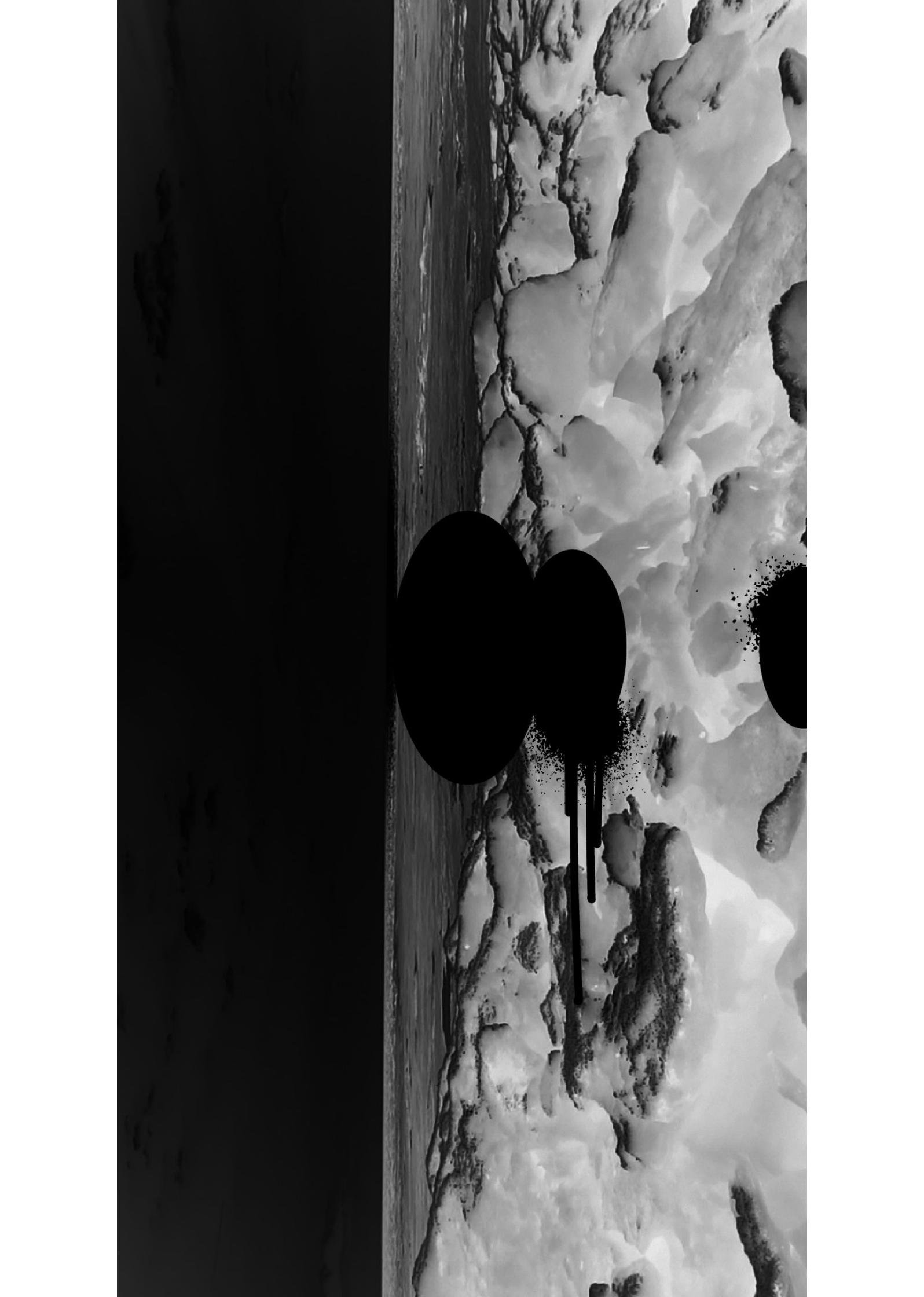
Der zweite Vorschlag unterschied sich radikal vom ersten. Er kam einige Monate später von einem Kiewer Kollegen und es ging nicht mehr um einen Text, sondern um einen Vortrag auf einem Kongress. Ich stand vor einem Dilemma: Einerseits war mir das Thema Heimat sehr nah, denn *auf die eine oder andere Weise* schrieb ich ja schon viele Jahre darüber. Doch andererseits: Sobald das Thema als solches, als »Heimat« aufkam, tauchten sofort zwei Worte auf — *Intimität* und *Unmöglichkeit*. Das Thema stellte sich also nicht bloß als nah, sondern als *allzu* nah heraus, um nicht zu sagen, als unheimlich, ja sogar hässlich. In der ganzen Ambivalenz hörte die Heimat nicht auf, sich nicht auszuschreiben.

Heimat ist für mich ein intimes, ein *allzu* intimes Thema; deswegen ist es nicht nur unmöglich, vernünftig darüber zu sprechen, erst recht, wenn die Stimme ein Gesicht bekommt ... Es ist eine Sache, zu schreiben, eine andere, zu sprechen, und eine dritte, öffentlich aufzutreten. Von Angesicht zu Angesicht mit einer Vielzahl von Menschen über Heimat zu sprechen — davon konnte gar keine Rede sein.

Und hier schreibe ich schon. Von diesen zwei Worten — *Intimität* und *Unmöglichkeit* — wird wahrscheinlich alles ausgehen. Ich wage es, über Heimat zu schreiben, weil die Psychoanalyse Offenheit zulässt, ja sogar erfordert, einen zu dem drängt, worüber zu sprechen *beinahe* unmöglich ist. Außerdem setzt die Psychoanalyse immer schon die Selbstanalyse voraus. Ja, natürlich, heute in Zeiten der radikalen Objektivierung des Subjekts, erinnern sich einige nicht so gut daran, mir aber erlaubt die Psychoanalyse mich zu vergessen, ebenso sehr wie sie es mir untersagt.

Die Intimität des Themas setzt unter anderem Folgendes voraus: Alles, wovon hier auf die eine oder andere Weise die Rede sein wird, hat ausschließlich mit meiner Geschichte zu tun, stellt einzig und allein einen singulären Fall dar. Ich versuche einfach zu verstehen, was dieses Wort *Heimat* für mich bedeutet. Womöglich versuche ich das schon mein ganzes Leben.

Weil von Heimat die Rede ist, setzt die Intimität in meinem Fall weniger einen konkreten Ort voraus, wenn auch nur topologisch, als vielmehr die Laufbahn einer Suche, unablässige Rückwärtsbewegungen aus der Zukunft und gleichzeitig einen Ab-



stieg in den Abgrund, der an eine Höllenfahrt oder die Odyssee denken lässt, daran, dass es in der *Dialektik der Aufklärung* heißt: »Heimat ist das Entronnensein.« Wenn wir eine topologische Konstruktion mit mir als Subjekt und der Heimat als einer Unbekannten annehmen, oder sagen wir ruhig, als einem Objekt *a*, dann drängt sich der Gedanke an den extimen Charakter der Intimität auf. Die Heimat erweist sich als in mir und außerhalb von mir. Diese Wende im Denken deutet sogleich auf die Unmöglichkeit, die Begriffe *Ich* und *Heimat* voneinander zu trennen. Dass Heimat, mit Lacan gesprochen, extim ist, zeigt gerade die Unmöglichkeit, in diesem Gespräch binäre Oppositionen zu bilden. So eine dekonstruktivistische Topologie deutet auf einen Prozess der Subjektivierung hin, und nicht auf die Suche nach irgendeinem Territorium. Heimat wird nämlich in der Deterritorialisierung gewonnen.

2. Nabelschnurriss

Der erwähnte Begriff *Objekt a* taucht sowohl im Zusammenhang mit der Intimität als auch im Zusammenhang damit auf, dass sich dieses Thema, Heimat, als unmöglich für mich herausstellt. Diese Schlussfolgerungen weisen darauf hin, dass Heimat *mir* als die Naht zwischen dem Symbolischen und dem Realen erscheint. Freud beschreibt es als Myzelium und als Nabel. Der Nabel des Traums — das ist sie, die Heimat.

Hier ist der erste Teil der *Traumdeutung*, worin Freud den Nabel als einen nicht lokalisierbaren

Ort des Zusammenpralls mit dem *Realen* erwähnt. Es geht um den Traum von der Injektion für Irma. Bemerkenswert ist, dass Freud in der Anmerkung zum Vergleich von Irma und jener Patientin, deren Mund sich gut öffnen lässt, zunächst über den Nabel schreibt. Und zwar Folgendes:

Ich ahne, daß die Deutung dieses Stücks nicht weit genug geführt ist, um allem verborgenen Sinn zu folgen. Wollte ich die Vergleichung der drei Frauen fortsetzen, so käme ich weit ab. — Jeder Traum hat mindestens eine Stelle, an welcher er unergründlich ist, gleichsam einen Nabel, durch den er mit dem Unerkannten zusammenhängt.

Der Nabel ist also der Ort, wo der Traum mit dem Unerkannten zusammenhängt. Das Unerkannte ist das, was sich nicht in das symbolische Register fügt, das, was an seiner Grenze liegt. Deswegen verweist Lacan im sechsten Seminar auf den grundlegenden Unterschied zwischen dem Unbewussten und dem Unerkannten des Nabels. Übrigens handelt Freud vermutlich genau richtig, indem er diesen drei Frauen nicht weiter nachgeht, seiner ältesten Tochter, der Patientin, die nicht umsonst den Mund öffnet, und Irma, die sich weigert, den Mund zu öffnen. Letzten Endes führt diese Bewegung zu Marta und zur Mutter.

Daher lohnt es sich, drei andere Frauen zu erwähnen, über die Freud im *Motiv der Kästchenwahl* schreibt, genauer gesagt schreibt er über drei Formen ein und derselben Frau — der Mutter; ihr Bild schließt jene ein, die zur Welt bringt, jene, die im Leben zur Geliebten wird, und jene, die für immer in ihren Schoß zurückholt.

Wir haben uns also gar nicht so weit vom Thema entfernt, ganz im Gegenteil: Wir sind ihm sogar nähergekommen. Heimat — das sind drei Formen der Mutter: Geburt, Liebe und Tod. Der Schoß, der das Leben schenkt, der Schoß, der das Phantasma des Lebens schafft, und der Schoß, der das Leben nimmt. All das, bleibt auf die eine oder andere Weise verborgen, Freud führt im *Unheimlichen* sogar ein Zitat aus dem Grimm'schen Wörterbuch an:

heimliche orte am menschlichen körper ... welche leute nicht sturben die wurden geschlagen an heimlichen örten.

Wir kehren zurück zu Freuds Nabel in der Analyse des Traums über Irma. Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit liegt ihre Kehle, der Mund, jene Öffnung, die zu sprechen vermag. Allerdings hört er keine Worte, sondern er sieht »einen weißen Fleck und verschorfte Nasenmuscheln«. Es stellt sich also heraus, dass der Nabel *zwischen* dem, dass »der Mund sich gut öffnet«, dass er bereit ist, alles, was in den Kopf kommt, zu sagen, *und* dem weißen Fleck mit dem Schorf liegt.

Die Metapher des Nabels ist hier mehr als angebracht. Wir befinden uns am Ort der Geburt des Subjekts, an der Kluft zwischen dem Symbolischen und dem Realen. Im Schlund zwischen den diskursiven Fäden und dem, was in der Entfremdung jenseits von ihnen entsteht.

Es überrascht nicht, dass Lacan den Nabel als Kluft [*béance*], als klaffende Schlucht bezeichnet. Warum? Weil sich hier in der symbolischen Matrix eine Kluft auftut, in die nicht abzustürzen unmöglich ist.



Es ist ein nachträglich entstehendes raum-zeitliches Intervall, in dessen bodenlose Schlucht man hineinstürzt. Man verschwindet in der Melancholie der Versenkung ins eigene Ich. Stürzt hinab in die Weltnacht.

Wenden wir uns dem zweiten Fragment aus der *Traumdeutung* zu, in dem Freud auf den Nabel zu sprechen kommt. Der Nabel geht Freud nicht aus dem Kopf, immer und immer wieder wendet er sich ihm zu, diesmal sogar im zentralen siebten Kapitel. Es geht um die Probleme, Grenzen und Unmöglichkeiten in der Traumdeutung:

In den bestgedeuteten Träumen muß man oft eine Stelle im Dunkel lassen, weil man bei der Deutung merkt, daß dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traums, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt. Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluß bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt auslaufen. Aus einer dichterem Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus seinem Mycélium.

3. Inkorporierung des Verlustes

Der Nabel ist der Geburtsort. Die Heimat ist der Nabel des Traums. Also werde ich mich den Träumen zuwenden, aber vorerst noch einem traumähnlichen Zustand, der mich einst im Nataraja-Tempel in Chidambaram in die Geburtsstätte des Oneiromyzeli-ums hineingeworfen hat. Deswegen ist auch nichts

Verwunderliches am rhizomatischen Geflecht der nicht formulierbaren Gedanken. Es erklingt Bions Stimme: Der Gedanke ist da, doch der Apparat der Formulierung steht still.

Hier öffnet sich der Geburtsort im Myzelium des Begehrens, seine Deterritorialisierung. Hier ist Schwere, Sehnsucht, das Tapas des Begehrens. Ein Rigveda, der in meiner Geschichte durchaus am Platz ist, zeugt davon: Das Begehren ist der erste Samen des Gedankens, das Begehren war es auch, das den Anfang zur Erschaffung der Welt der Unterscheidungen legte.

Im Anfang war Finsternis in Finsternis versteckt;
all dieses war unkenntliche Flut.

Das Lebenskräftige, das von der Leere eingeschlossen war,
das Eine wurde durch die Macht seines heißen Dranges
geboren.

Über dieses kam am Anfang das Liebesverlangen,
was des Denkens erster Same war.

An dieser Stelle ist es wichtig, hervorzuheben, dass in meinen Überlegungen zur Heimat unweigerlich der Aspekt des Reisens dominiert, die Bewegung im Raum, die Deterritorialisierung, die Deportation, die Oneiroportation. Heimat ist für mich kein Ort, sondern eine Odyssee. Sie ist immer schon mit Verschiebung, Abweichung, Ausweichung verbunden. Als eine Erinnerung an die Zeit meiner Geburt schickt mich mein Geburtstag immer an einen anderen Ort. Wahrscheinlich ist jemand, der seinen Heimatort genau kennt, bestrebt seinen Geburtstag zu Hause, in seiner Heimat und im Kreis der Fami-

lie zu feiern. Ich aber beginne ein paar Wochen vor meinem Geburtstag immer, dem auszuweichen, was als Heimat territorialisiert wird.

Es überrascht also nicht, dass ich schon seit vielen Jahren am Tag meines Geburtstags nicht auf dem Territorium meiner offiziellen Heimat war. Geburtstag und Heimat scheinen prinzipiell voneinander getrennt zu sein. Mal fand ich mich irgendwo in nicht allzu weiter Ferne wieder, in Berlin, Mailand oder Amsterdam, dann wieder weit entfernt, in Paraguay, Bangkok oder Tamil Nadu.

Und immer wieder derselbe und gleichzeitig ein anderer Gedanke: Heimat ist kein Ort, sie ist deterritorialisert. Und dennoch scheint es, als sei sie dort, am Rand des verlorenen Kontinents, dort, wo sich die Gedanken-Wünsche »in alle Richtungen zerstreuen«. Die Gedanken-Wünsche verlassen das Territorium, laufen an den Rand der Leerstellen, ja sogar der Löcher im Symbolischen. Doch trotz all dieser Flucht bleibt Heimat für mich eher ein symbolischer Begriff als ein imaginärer Ort. Wahrscheinlich ist irgendein Fehler passiert und ich hätte eigentlich als ein australischer Aborigine oder ein Shivait geboren werden sollen ... Aber dass das jemand anderes wäre, versteht sich von selbst.

An dieser Stelle würde ich gern sagen: Ach, hören Sie doch nicht weiter zu!

Aber wenn Sie noch hier sind, wenn Sie nach wie vor dabei sind, mir in den Äther folgen, auch wenn der Äther durch Schrift entsteht — hier ist sie, die Geschichte, wie es mich in ein unheimliches Myzeli-um verschlagen hat, in den Nabel, die Kluft zwischen dem Symbolischen und dem Realen ...

4. Defragmentierung, Desorientierung und Zerfall der symbolischen Koordinaten

12. DEZEMBER 2012. CHIDAMBARAM.

DER NICHT-TRAUM »VON DER SCHIZOANALYSE ZUR SHIVOANALYSE«

Am letzten Abend einer ausgedehnten Reise durch die Tempelanlagen von Tamil Nadu, einem Bundestaat, der für die Verehrung Shivas bekannt ist, fanden wir uns im Nataraja-Tempel wieder. Ich stand kurz vor einer Ohnmacht, sodass sich mein Zustand kaum von einem Alptraum unterschied. Mir war nicht ganz klar, wo und wer ich bin. In meinem Kopf lief ein Defragmentierungsprozess ab, der offenbar nur entfernt etwas mit *meinem eigenen Ich* zu tun hatte. Dieser Prozess vollzog sich von selbst, wie im Traum; die Räumlichkeiten des Tempels veränderten ihr Aussehen, verschwanden immerzu hinter anderen aufleuchtenden Bildern — finstere Nacht in den Gletschern des Ozeans ... drohende Blicke einer schwarzen Hundertschaft von Seminaristen ... ein prähistorisches Wesen versucht aus dem Geburtseis auszubrechen ... Friedhof der Lingas ... Feuerauge ... der lodernde Buchstabe Sin ... Fratzen der Rakshasas ... der Elefantenmensch ... sich um die eigene Achse drehende Shiva-Anhänger ... ein Kreisel-Embryo ... Myriaden von Stimmen ... Schwindel ...

Von ihm, dem Elefantenmenschen, handelte auch der Traum, den ich einige Tage nach dem Nicht-Traum in Chidambaram hatte:

Wir wohnen in einem Haus am Ufer des Ozeans, darin gibt es ein paar Zimmer, die wir noch nie betreten haben. Aus einem dieser Zimmer erschallt Lärm, als hätte ein Elefant einen Porzellanladen betreten. David Wilson sagt zu Olessja: »Da lebt der Elefantenmensch. Stört ihn bitte nicht, er soll ruhig da drin wohnen.« Ich sehe den Rücken eines riesigen Menschen, der sich langsam nach mir umdreht und sich gleichzeitig in die Figur aus dem gleichnamigen Film von David Lynch verwandelt. »Na das ist ja nicht Ganesha«, sage ich, »er kann ruhig bei uns wohnen.«

Die Redewendung vom Lärm, als sei ein Elefant im Porzellanladen,¹ soll offenbar davon ablenken, was im geheimen Zimmer geschieht, nämlich ein Zeugungsakt. Dieser Akt fand einst in einem Haus am Ufer des Ozeans statt. Damals war es der Arktische Ozean. Nun schlafe ich am Ufer des Indischen Ozeans. Unser guter Freund David Wilson befindet sich am Ufer des Pazifischen Ozeans. David erklärt den Lärm mit der Geburt des Elefantenmenschen. Kaum gezeugt, ist er schon so ein Wonneproppen, dass er kaum in den Raum hineinpasst.

Das Bild des Elefantenmenschen ist einerseits durch die Verschiebung von David Wilson zu David Lynch verursacht. Andererseits wird es durch den

1 Im Russischen steht die Wendung »sich wie ein Elefant im Porzellanladen benehmen« nicht für Ungeschicklichkeit, sondern für Lärm. (Anm. d. Ü.)

Lärm hervorgerufen. Freud kann es bestätigen: Ein Geräusch erweckt entsprechende Traumbilder. Außerdem besteht für mich nicht der geringste Zweifel daran, dass ich selbst der Elefantenmensch bin, allerdings geht es dabei nicht darum, dass ich von einem Augenblick auf den anderen zimmergroß geworden bin, sondern um den Rüssel. Und letztlich ist klar, dass auch Indien seinen Teil dazu beigetragen hat — der Elefantenmensch ist ein ewiges Kind.

Eine der Legenden besagt, der Elefantenmensch Ganesha sei entstanden, als Shiva und Shakti in Gestalt von Elefanten Sex hatten. Shiva und Shakti hatten die Gestalt von Elefanten angenommen und Ganesha hat sie übernommen. Das ist ein Fall, bei dem man sehr gut von morphogenetischer Resonanz sprechen kann. Der Autor dieser Resonanz, Rupert Sheldrake, hat übrigens in Indien gearbeitet. Ob ihn womöglich Shiva auf die Idee brachte? Wie dem auch sei, im Gegensatz zu Shiva interessiert mich Sheldrake schon lange nicht mehr.

Außerdem weilt Shiva nicht nur in Indien, er ist gar nicht so weit entfernt von der Weltnacht. Er lebt auf einem Berg im Norden unter dem Polarstern. Dort, auf dem Kailash, verwandelt sich das Wasser in Eis und Schnee, wird weiß und unbeweglich, taucht in die finstere Nacht ein und löst sich in ihr auf.

Aus der Dunkelheit des Nichtseins verlangt die Resonanz nach Hegel. Er flüstert: »[R]ingsum Nacht; hier schießt dann ein blutiger Kopf, dort eine andere weiße Gestalt plötzlich hervor und verschwinden ebenso. Diese Nacht erblickt man, wenn man dem Menschen ins Auge blickt — in eine Nacht hinein, die furchtbar wird; es hängt die Nacht der

